



*Das könnt euch so passen, meine Herrn
von der Praxis, und ihr
von der Theorie,
das könnt euch so passen,
daß ich nach Auschwitz
nichts mehr schreib,
während ihr
weiter das Herrenwort führt.
aus „Schreibregelung“*

Feministische Hohn- und Klagelieder?

Eine Wut, eine ganz gehörige ungehörige Wut hat sie. Auf die Männer vor allem und immer wieder; aber auch auf deren Nachlaufe- und Nachplapperfrauen; auf linke und „bewegte“ Frauen.

Diese Wut kommt auch aus Enttäuschung; zuerst über den Weg der Linken, der einer der Männer für Männer geblieben ist; und dann noch schärfer, Enttäuschung über die neue Frauenbewegung, die die Mütter und die Kinder verraten habe und damit sich selber. Das ist auch schon nachzulesen in ihrem „Manifest der Mütter“ und in der Schweizer „Hexenpresse“, die Gunild Winter gegründet hat – bekannter vielleicht als Gunild Feigenwinter.

Seither kämpft sie für eine Sache, die wirklich bei den allermeisten gewiß nicht als politisch gilt – auch wenn sie im Veredelungsteil politischer Reden regelmäßig auftaucht – die Sache der Mütter und Kinder nämlich. Sie ficht für die Rehabilitierung des Anteils an Frauenarbeit, der in der „Hausarbeit“ eher nachlässig selbstverständlich mitgedacht wird. Und sie tut das eben auch in Gedichten.

Die Männer zu ändern – wie es die

Frauen der Linken immer noch wollen – ist für sie Illusion. Rettung ist allein von den Kindern von Müttern zu erwarten; wenn die nur wollten und begriffen:

*Sehet friedlich blöket das
Schlachtvieh den Schlächtern entgegen.
Aber giftig blicket das Schlachtvieh
wenn ich von Schlächtern sprech.
Grad so
blickt es mich an,
als wollt ich
es schlachten.
„Von Schlächtern und Geschlachteten“*

Nahezu alle Gedichte sind zornige Klagegesänge; mit dem kassandrischen Pathos des ich-weiß-daß-es-so-ist bespricht Gunild Winter den Weltzustand, der seit Urzeiten Mütter zu Opfern der Männergeschichte macht. Ausnahmen gibt es nicht in ihrer / unserer (?) ganz und gar schwarzen Erde mit den neimlichen weißen Niemandsländern der Kinder und Mütter – einer Welt zum Hasen, zum Giftigsein, zum Verletzen. So hart setzt sie die Grenze zwischen schwarz-bösem Herrschafts- und weiß-gutem vergessenem Territorium, daß es

ihr – und auch mir beim Lesen – z.B. nicht gelingt, den plötzlichen Übergang der guten Mutterkinder ins Reich der bösen Sohnmänner zu erklären. Frauen sind nämlich gewiß selten schon die Starken, Reinen, Liebesmächtigen, für die Gunild Winter sie immer wieder ausgibt.

Für Gunild Winter ist Veränderung, Rettung, aber keine psychische Frage, sondern eine moralische: wer Kinder wichtig findet, ist gut – so ihr unermüdlich wiederholtes Programm; das dann auch mal so plump ausfällt wie hier:

*In der tiefen Stille . . . hör ich das Geschrei
der neuen Männerhorden, röhrend:
befreit den Mann, befreit! ich höre
den Brunstschrei seiner Frau die mitschrein:
befreit den Mann! Was soll das Kind,
so schreit dies kindsvergessene
Gezücht, es kommt jetzt
auf die großen, die noch größeren
Ziele der Menschheit an*

aus: „Das Muster“

Monoton – unendlich variierend – sind einmal Barockgedichte gewesen. Nichts schien beweglich; an Zuständen

ließ sich nicht rütteln; es blieb eben nur die Klage, das Beweinen der Welt. Die teilte sich in Barockgedichten übersichtlich in Himmel und Hölle. Das war auch allen klar. Und so kam es den Dichtern darauf an, das allemal Bekannte neu, raffiniert, künstlich, überdimensional, pathetisch, mit überraschenden Bildern auszudrücken.

Himmel-Hölle-Welt der schuldlosen Mütter und schuldigen Männer

Ein wenig „barock“ kommen mir auch die Gedichte aus „Deutschland, mir graut vor dir“ vor. Ähnlich sind sie in ihrer Lust am Schrecken; darin, wie sie diese Himmel-Hölle-Welt – ordentlich eingeteilt in schuldlose Mütter und schuldige Männer – immer nochmal herbeischimpfen, aus immer neuen Sprach-, Bilder-, Denk- oder auch Personen-Ecken (Hochhuth und Augstein kriegen zum Beispiel ihr Fett ab; oder „Die schwarze Botin“:

„Ich kenn ein schwarzes Frauenblatt, das macht mir meinen schwarzen Tag noch schwärzer als er ist . . .“

Ganz manchmal nur knackst es in dieser schrecklichen Ordnung; dann gibt es doch „Grauzonen“ zwischen Schwarz und Weiß. Stellen der möglichen Veränderung. Im Gedicht gegen und an die „linken Schwestern“, entfährt ihr einmal ein ganz persönliches „Ach Helke“, und aus ihrer Trauer über Helke Sanders „falschen“ Weg klingt noch Hoffnung; auch z.B. aus der langen Elegie an ihren „Friedfreund“ Erich Fried. Für den macht sie sich die Mühe der Genauigkeit, dem traut sie überhaupt Zuhörenkönnen zu. Ganz anders als im fürchterlich einfältigen Margarete-Mitscherlich-Gedicht, dessen letzte Strophe heißt:

Es hat die Margarete diesen Penisneid geerbt von Vater Freud. Ach wenn die Margarete doch endlich endlich wüßte was das für ein Erbstück aus der Urhorde ist, der Penisneid! Ach wär doch die Margarete ein bißchen mehr geschick.

aus: „Das Erbstück“

Nur ein einziges Personengedicht habe ich gefunden auf den 228 Seiten, das eine Ausnahme macht, fast zärtlich klingt:

*Im Paradies wer weiß
würden wir uns vielleicht lieben / iebster*
aus: „Klage“

Aber doch nur Zuwendung unterm Utopievorbehalt:

Eh du nicht sagst du wolltest nicht länger des Menschen Bruder sein, der mein Herr sein soll, werden wir keine Komplizen im Geiste sein.

aus: „Klage“

Zürnen aus giftiger Ecke heraus

Viel lieber zürnt sie. Und aus ihrer giftigen Ecke heraus entdeckt sie eine Menge Ungeheures; stolpert z.B. über die tödlichen Politmetaphern „Generationen von Kernwaffen“ und „Rüstungswachstum“. Das sind die Männerkinder, die sich dann selbst forzeugen. Oder sie nimmt mal kurz und leicht ein altes und ein neues Klischee, schüttelt sie ineinander, und heraus kommt diese kleine Szene:

Ach geht mir doch, ihr Gruppenkinder, suchend dort, was ihr, wie's scheint grad dort nicht findet – wenn dir was zustößt, frischgebackne Gruppenfrau wenn du mal ausbleibst – gänzlich, davon wird auch der besten Gruppe, das glaub mir, Kind, das Haar nicht grau.

aus: „Der große Unterschied“

Oder einfach so ein Literaturgeschichtensatz aus dem „Küchengesang“: *In den letzten dreißig Jahren hat sich die deutsche Lyrik stark verbessert. . .*

Ironischer Kommentar zu Brechts: nach Auschwitz ließen sich keine Gedichte mehr schreiben. Das finde ich gut; da geht mir auch was auf beim Lesen, womit ich nicht vorweg schon einverstanden war oder – unangenehmer – sein muß. Sie spricht an solchen Stellen nicht aus der Totalen in die Totale, sondern sagt z.B.:

lockt den mal etwas aus dem Busch, der euch wie lange noeh erzählt, daß alles, was er tut, er gänzlich ohne Zutun seinerseits getan. . .

aus: „Küchengesang“

Stumpfgebrüllte Ohren mögen nicht hören

An solchen Stellen ist ihr etwas Kleines, etwas Einzelnes aufgefallen, ist ihr in Erinnerung geblieben, hat sie gewundert, geärgert. Schade finde ich deshalb, daß sie offenbar solchen Sätzen weniger zutraut. Sie drängeln sich nämlich in der Nachbarschaft von lauter Sätzen zuviel; manch hölzernem Genitiv-Schulst; viel Geklügeltem. Manchmal, wenn ich im Kopf wütend bin über eine Sache und versuche, die Wut begreiflich zu machen, sage ich dasselbe immer nochmal, werde immer zerfahrener, wörterhochstapelnder, allgemeiner, rede mich um Kopf und Kragen. So ähnlich, scheint mir, geht es der Gunild Winter in ihren Gedichten gelegentlich auch. Je mehr sie redet, je heftiger sie immer das gleiche sagt – rücksichtslos manchmal gegen Sprache und Inhalt – desto weniger trifft sie.

Deshalb kann so ein Unisono-Gedichtband auch ein heimlicher Bumerang werden; stehen dann so wehtuend unterschiedslos die geglückten neben den mißratenen Sätzen; kippt der Alle-Welt-Haß oft in einen Allerwelts-haß um, der nicht nur nichts meint, sondern auch nichts kostet, selbst Sprachanstrengung nicht. Aber die gute Sache rechtfertigt eben nicht mal in Gedichten die Mittel – gar nicht etwa aus heiligen ästhetischen Gründen; sondern einfach, weil stumpfgebrüllte Ohren nicht hören mögen.

Am liebsten laß ich mir darum von ihr selber erzählen; wenn sie vorsichtig und ungeschützt spricht, ohne den großartigen „Ihr und Wir und die Welt“-Ton. Zum Beispiel von ihrer Kindheit:

Vom Grasweg kommt ein schwarzer Qualm. Glasscherbig der Schulhof. Durch ein Rauchglas war die Sonne immer rötlichbraun im Sommer unter dem Kastanienbaum ließ ich mein Leben zuerst wo die Gespenster vieler Kindheiten weiterspielen.

aus: „Blick zurück durch das Rauchglas“

Zum Schluß zwei völlig verschiedene Gedichte, die mir als ganze gefallen: *Gewußt wie*

Als der Fremdenverkehrsverein beschloß den deutschen Mann recht zahlreich ins Land zu locken, hing er eintausendfünfhundert Blatt Frauen nackt an die Litfaßsäulen, und für die Kinder war der Eintritt im Zoo gratis. Den Ehefrauen der Geschätzten empfahl der Verkehrsverein, sich mitbringen zu lassen zur Besichtigung der einheimischen Frauen. Die himmlische Musik In der Nacht, als die Kinder starben, schaute der Engel vom Turm der Kirche von Dresden zu wie ein Engel

An dem Tag, wo sie alle blasen in ihre Posaunen, ist dieser eine kaum zu erkennen vor lauter Engeln

die alle nicht geblasen haben.

Oder täuscht sich mein Ohr und sie blasen schon längst, aber wir hören noch nichts?

Christel Dormagen

Gunild Regine Winter: Deutschland, mir graut vor dir. Feministische Hohn- und Klagelieder. Mond-Buch-Verlag Basel 1978, 25,- DM.